

Biografizität

Das Konzept der Biografizität schließt im soziologischen Diskurs an konstruktivistische Überlegungen an. Einen ersten Hinweis finden wir in einem Überblicksartikel von Martin Kohli, in dem er Biografizität als „Code von personaler Entwicklung und Emergenz“ definiert (1988: 37). Diese sehr vorläufige Charakterisierung muss präzisiert und auf den konstruktivistischen Diskurs bezogen werden.

In der Biografieforschung selbst sind nämlich konstruktivistische Ansätze seit den 1980er Jahren *en vogue*. In einem interessanten Aufsatz hat Uwe Schimank (1988) im Anschluss an Luhmanns Autopoiesis-Konzept die provokante These vertreten, dass „das Verhältnis zwischen den gesellschaftlichen Kommunikationen, denen eine Person ausgesetzt ist, und ihrem biographischen Bewußtsein [...] strikt *konstruktivistisch*“ verstanden werden müsse (ebd.: 58). „Die Konstruktion der je eigenen Biographie durch eine Person vollzieht sich“, so Schimank, „im radikalen Sinn des Wortes autonom. Alle Einflüsse aus der gesellschaftlichen Umwelt, ob gezielt oder absichtslos, werden gemäß den internen Strukturen des personalen Systems verarbeitet, gleichsam von *withinputs* abgefangen und eskortiert und können allein so überhaupt biographische Bedeutung erlangen.“ (Ebd.)

Dieser Gedanke kann plausibel auf eine Reihe empirisch beobachtbarer Phänomene zurückgreifen – so bspw. auf die triviale Tatsache, dass bestimmte soziale Einflüsse in einer Biografie geradezu gegenteilige Wirkungen zeitigen können wie dieselben Inputs in einer anderen Biografie. Deshalb ist es sinnvoll, „Sozialität“ konsequent aus der biografischen Perspektive wahrzunehmen – nicht um den „objektiven“ Charakter struktureller Außeneinflüsse zu dementieren, sondern um die Semantik zu verstehen, mit der „psychische Systeme“ Soziales zu codieren pflegen. Dass also „gesellschaftliche Kommunikationen“, wie Schimank sich ausdrückt, eher als selbstreferenzielle *intakes* begriffen werden müssen und gerade nicht als *inputs*, die erwartbare *outputs* hervorbringen, erscheint überzeugend. Wie nun freilich der einzigartige „Code“ der biografischen Erfahrungsverarbeitung seinerseits zustande kommt, wie er in temporaler Perspektive eben als durch soziale Einflüsse „konstituiert“ gedacht werden muss, wie also Struktur und Emergenz, soziale Kon-

stitution und individuelle Konstruktion in einem gelebten Leben eine spezifische Melange ausbilden, darüber lässt uns Schimanks intelligente Abhandlung noch im Unklaren.

Die folgenden Überlegungen erheben den vorsichtigen Anspruch, diesem schwierigen soziologischen Problem auf die Spur zu kommen. Dabei wird zunächst der anregende Einfluss der modernen Neurobiologie diskutiert. Im Anschluss daran soll auf Innovationen und Bornierungen einer systemtheoretisch reformulierten Biografietheorie eingegangen werden. Deren Selbstreferenzialitätsblockaden lassen sich besonders anschaulich am Problem der sozialen Konstruktion von „Geschlecht“ verdeutlichen, bei der wir allerdings auch an die Grenzen des interaktionistischen Konstruktionsbegriffs stoßen. Aus diesem theoretischen Diskurs entsteht ein eigenes Konzept, das zumindest implizit an den bisher nur vorsichtig entfalteten Begriff der *Biografizität* anschließt.

Biografietheoretisch relevant ist ohne Frage die Entdeckung, dass kognitive Wirklichkeitsverarbeitung, also die synthetischen Codierungsleistungen unseres Gehirns, *selbstreferenziell* strukturiert sind, sich eben nicht durch den Charakter von äußeren Einflüssen, sondern allein durch eine zuvor bereits existente innere „Logik“ bestimmen lassen. Dieser Vorgang scheint jedoch – folgt man Gerhard Roth und seiner Arbeitsgruppe (An der Heiden/Roth/Schwegler 1986) – gerade nicht „autopoietisch“ zu sein, sondern von der relativen Autopoiese einer umgebenden Systemstruktur (Organismus) abzuhängen, deren Überleben wiederum von den selbstreferenziellen Leistungen des Gehirns profitiert. Wir hätten es gewissermaßen mit der relativen (inneren) Autonomie einer prinzipiellen Abhängigkeitsstruktur zu tun – ein soziologisch zweifellos hochinteressantes Modell.

Eine konzeptionelle Parallele ließe sich zwischen Biografie und sozialer Umwelt konstruieren. Biografien besitzen die Struktur einer *nach außen offenen Selbstreferenzialität* (vgl. Alheit 2009). Diese Öffnung „zur Gesellschaft hin“ setzt eine gemeinsame Semantik voraus, die „Soziales“ biografisch codierbar und „Biografisches“ sozial transponierbar macht. Wie deutlich „Soziales“ in das personale System einbricht und die Unterstellung einer interaktiven Semantik zwischen Individuum und Gesellschaft notwendig macht, soll am Beispiel der Gender-Kategorie gezeigt werden.

Konstruktionsprozesse auf Seiten der Subjekte sind „mehr“ als festgelegte Reaktionen auf historisch-soziale Rahmenbedingungen einerseits oder Interakte „frei flottierender Konstrukteure“ (Lindemann 1993: 22ff.) in kontingenten Situationen andererseits. Es gilt, die relative Autonomie der handelnden Subjekte zu erfassen, die – unter konkreten historisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen – durch wechselnde Situationen hindurch und in Interaktion mit anderen ihre je individuelle „Geschichte“ z.B. des *Frau-* oder *Mann-Werdens* konstruieren. In diesem Sinne

kann gerade „doing gender“ als eine *biografische Struktur* gedeutet werden, die jenem interaktiven Modus der „Herstellung“ von Geschlecht eine temporale Tiefendimension und ein verbindendes Gestaltprinzip verleiht.

An dieser Stelle wird die feministische Diskussion unmittelbar für eine empirische Kritik systemtheoretischer Biografiekonzeption relevant. Gildemeister und Wetterer (1992) z.B. schlagen eine Forschungsperspektive vor, die an einer „De-Konstruktion“ essentieller Genderkonzepte interessiert ist, dieses Vorgehen jedoch zunächst als wissenschaftliche *Re-Konstruktion* begreift. Sie fordern, die „Geschlechterklassifikation als generatives Muster der Herstellung sozialer Ordnung“ zu analysieren (ebd.: 229). Damit rückt der Modus des *Konstruierens* selbst in den Mittelpunkt. Er wird jedoch weder als kognitiver Akt eines individuellen Bewusstseins, noch als „Effekt“ eines Diskurses ohne Subjekte betrachtet, sondern als *soziale Praxis*, mit der Individuen in ihrem Alltagshandeln die Kategorie Geschlecht (in der Form der Zweigeschlechtlichkeit) fortgesetzt produzieren und reproduzieren. Die Analyse des sozialen Geschlechts wird mit dem Konzept des *doing gender* (West/Zimmerman 1987) gewissermaßen empirisch „situiert“.

Dem Gedanken zur *biografischen Struktur* des Geschlecht-Werdens ist nun mit dem bloßen Hinweis nicht Genüge getan, dass jener interaktive Gender-doing-Prozess „als Basis für die Identität der Person betrachtet“ werden muss (Gildemeister/Wetterer 1992: 245). Er geht über herkömmliche Ansätze zur „geschlechtsspezifischen Sozialisation“ hinaus. Gerade sozialisationstheoretische Konzepte (vgl. zsf. Nunner-Winkler 1994) sind nämlich durch die (de-)konstruktivistische Kritik betroffen. Unabhängig davon, ob sie eher lerntheoretisch oder psychoanalytisch orientiert sind, unterliegen gerade sie der Gefahr einer essentialistischen Interpretation von Geschlecht (vgl. das Beispiel „weiblichen Arbeitsvermögens“ oder „weiblicher Moral“). Sie teilen die Stärken und Schwächen ihrer Herkunftstheorien und neigen entweder zu einer Überbetonung der gesellschaftlichen Prägung oder zur Annahme einer biologisch verankerten, inneren Triebdynamik. Der Prozess des *Geschlecht-Werdens* erschöpft sich allerdings auch nicht in der ontogenetischen Aneignung interaktiver Regeln zur Darstellung des Geschlechts. Er muss als biografischer Prozess der Erfahrungsaufschichtung und -konstruktion begriffen werden (vgl. Dausien 1996).

Diese Sichtweise verfolgt die individuellen „Wege“ der Aneignung des Geschlechts – nicht als geschlossene autopoietische Struktur, sondern als Interaktionsgeschichte. Sie verfolgt den Aneignungsprozess durch die sich historisch verändernden „Handlungsumwelten“, die ihrerseits immer geschlechtercodiert sind und spezifische Erfahrungsräume und -grenzen zur Verfügung stellen. So sind z.B. die Möglichkeiten, eine Biografie als Homosexueller zu leben, abhängig von historisch-kulturellen Rahmenbedingungen, vom konkreten sozialen Milieu, von fami-

liären Konstellationen, von Beziehungsmöglichkeiten im sozialen Nahbereich, von der Zugänglichkeit „schwuler“ Subkulturen etc. Auch die Chancen, als Frau einen „normalen“ Lebensentwurf zu verwirklichen, in dem Beruf und Familie nach den eigenen Vorstellungen miteinander verknüpft werden können (vgl. ebd.), sind nicht weniger limitiert als die Möglichkeit, ein Leben zu führen, das „aus der Rolle fällt“. Ohne die Reflexion der konkreten biografischen Bedingungen ist der Schritt zur Pauschalisierung und damit zur Reifizierung sozialer Konstrukte nicht weit.

Die Analyse der biografischen Konstruktion von Geschlecht (vgl. ebd.) bleibt jedoch nicht dabei stehen, die individuelle „Route“ zu rekonstruieren, die weibliche oder männliche Reisende in einer geschlechtercodierten Welt zurücklegen, um ein Bild von Roth (1987) aufzugreifen. Es geht vor allem um die Rekonstruktion der jeweils eigenen biografischen Erfahrungsaufschichtung, die ein Individuum als Frau oder Mann auf diesem Weg herausgebildet hat und die ihrerseits die jeweils nächsten Schritte mitbestimmt. Empirische Rekonstruktionen biografischer Erzählungen zeigen, dass die Geschichte des Geschlecht-Werdens untrennbar in die einmalige biografische Erfahrungsgestalt hineinverwoben ist (Dausien 1996). Auf diese Weise wird umgekehrt die soziale Konstruktion von Geschlecht durch alle individuellen und historischen Wandlungsprozesse hindurch re-konstruiert. Deshalb kann De-Konstruktion nicht die Abschaffung der Geschlechterkategorie bedeuten, sondern allenfalls deren Umgestaltung.

Dass „Geschlecht“ eben nicht auf intellektuellem Wege „dekonstruiert“ werden kann, liegt also nicht an seiner Unhintergebarkeit als vorgeblich biologisches Faktum, sondern an der Tatsache, dass es im Laufe einer Biografie konkreter Frauen und Männer, ja, auch von Menschen, die sich intergeschlechtlich bewegen, erworben, angeeignet und immer neu „hergestellt“ wird. Um eine Metapher aus der Sprachtheorie zu nutzen: Die „Semantik“ des Geschlechtercodes mag in den sich historisch wandelnden institutionalisierten Interaktionsordnungen oder in den Routinen sozialer Praktiken verborgen sein, ihre „Grammatik“ liegt in den biografischen Handlungsressourcen der Individuen, in ihrer *Biografizität*, selbst. Und diese Grammatik erzeugt Performanzen, die zum Konzept der Dekonstruktion nicht passen wollen, weil auf sie noch andere Semantiken einwirken: z.B. der in der klassischen soziologischen Diskussion lange ins Zentrum gestellte semantische Code sozialer Ungleichheit („Klasse“), aber auch die im Zuge der postindustriellen Moderne mit ihren globalen Kolonisierungsprozessen und Migrationsbewegungen immer wichtiger werdende Semantik der Ethnizität („Rasse“). Auch die Weltregion, in der wir geboren werden, oder die historische Zeit, die uns prägt, können semantische Codierungen sein. In den betroffenen Individuen wirken diese Semantiken zusammen. Und die „mentale Grammatik“, die jedes Individuum ausbilden muss, die zur Basis seiner Lebensführung wird und die Performanzen seines Alltagshandelns bestimmt,

eben die *Biografizität*, ist nicht nur eine schlichte Addition jener semantischen Codes; sie ist eine einzigartige produktive Ressource des Umgangs mit sich selbst und der Welt – eine Art „*Erzeugungsprinzip*“ der temporal abgeschichteten Performanzen einer konkreten Biografie (Alheit 2019).

Biografizität als einzigartige soziale Grammatik des Individuums entsteht im biografischen Erfahrungsprozess durch selbstreferenzielle Verarbeitung externer Impulse. Durch Umgang mit den verschiedenen Semantiken des konkreten sozialen Umfeldes wächst eine „*innere Logik*“, die sich durch neue externe Impulse immer wieder auch verändern kann. Aber sie wandelt sich nicht nach einem, den Impulsen inhärenten Bestimmungsprinzip, sondern im Rahmen dieser inneren Logik selbst. Für die Art vergleichbarer Veränderung haben Maturana und Varela die überzeugende Metapher des „*Driftens*“ vorgeschlagen (vgl. 1987: 14f., 86f., 119ff.), einer Bewegung, die nicht abrupt die Richtung verändert, sondern im Toleranzpegel eines vorgängig existenten dominanten Basisimpulses sehr allmähliche Verschiebungen erlaubt.

Peter Alheit

LITERATUR

- Alheit, P. (2009): „Individuelle Modernisierung“. Zur Logik biographischer Konstruktion in modernisierten modernen Gesellschaften. In: Hradil, S. (Hg.): Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 28. Kongresses für Soziologie 1996 in Dresden. Frankfurt am Main: Campus, S. 941-952.
- Alheit, P. (2019): *Biograficitat. Aspectes d'una nova teoria de l'aprenentatge social*. Xàtiva: L'Ullal Edicions.
- An der Heiden, U./Roth, G./Schwegler, H. (1986): Die Organisation der Organismen: Selbsterstellung und Selbsterhaltung. In: Funktionelle Biologie und Medizin, Band 5, S. 330-346.
- Dausien, B. (1996): *Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten*. Bremen: Donat.
- Gildemeister, R./Wetterer, A. (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, G.-A./Wetterer, A. (Hg.): *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*. Freiburg: Kore, S. 201-254.
- Kohli, M. (1988): Normalbiographie und Individualität. Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes. In: Brose, H.-G./Hildenbrandt, B. (Hg.): *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*. Opladen: Leske + Budrich, S. 33-53.

- Lindemann, G. (1993): Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl. Frankfurt am Main: Fischer.
- Maturana, H. R./Varela, F. J. (1987): Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens. Bern: Scherz.
- Nunner-Winkler, G. (1994): Zur geschlechtsspezifischen Sozialisation. In: Senatskommission für Frauenforschung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (Hg.): Sozialwissenschaftliche Frauenforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Bestandsaufnahme und forschungspolitische Konsequenzen. Berlin: Akademie, S. 61-83.
- Roth, G. (1987): Autopoiese und Kognition. Die Theorie H.R. Maturanas und die Notwendigkeit ihrer Weiterentwicklung. In: Schmidt, S. (Hg.): Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 256-286.
- Schimank, U. (1988): Biographie als Autopoiesis – eine systemtheoretische Rekonstruktion von Individualität. In: Brose, H.-G./Hildenbrand, B. (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen: Leske + Budrich, S. 55-72.
- West, C./Zimmerman, D. H. (1987): Doing Gender. In: Gender and Society, Jg. 1, Heft 2, S. 125-151.